

Kunst und Leben.

Die Premidren der Woche. Paris. Comédie Française, „Charles VII. chez ses grands vassaux“ von Alexandre Dumas père. Berlin. Lessingtheater, „Halb-Tugend“ (Demi-Vierge) von Marcel Prevost. Berliner Theater, „Bobi“ von Elsa von Schabalsky.

Auch das Deutsche Volks-theater hat dem Deutschmeister. Kummel gehuldigt. Warum soll denn Herr von Bukovics allein gecheiter sein als „ganz Wien“ und nüchtern bleiben, wenn sich alle betrinken? Man verstehe mich recht: ich bin der letzte, dem lustigen Regiment sein Fest zu verleiden. Ich weiß nur nicht, warum man dabei gar so heroisch gethan hat. Die Wiener hätten die Deutschmeister gerade so lieb, wenn sie nie eine Schlacht gewonnen hätten. Was sie an ihnen so gern haben, das ist gerade das behaglich Unmilitärische und Vorschriftenwidrige, die schiefe Mütze und die Virginier hinter dem Ohr, das „Fesche“, das gar nicht „stramm“ ist. Sehen wir sie so beim Stalehner, so freut es uns, daß es etwas gibt, das stärker ist als Zucht und Drill, und das ist der Wiener. Unsere liebe „Schlamperei“ lieben wir an ihnen; aber das ist doch ein Gefühl, das mir gar nicht so militärisch vorkommt. Das hätte der Poet dieses Festes ausdrücken sollen. Karlweis hätte es können, vielleicht auch Chiavacci. Aber man hat sich an Herrn Carl Cosla gewendet, den „greisen Volksdichter“, wie er im Jargon der Reporter heißt. Der hat nun die Sache fürchterlich seriös genommen; wie trojanische Helden hat er sie ange-sungen und so ist es das sadeste Stück geworden, das man seit langer Zeit gesehen hat. Die schönen Costüme, der Eifer der Regie und alle Kunst der Damen Glöckner und Wachner, der Herren Martinelli, Giampietro und Greißnegger können das nicht ändern.

Bier neue Mädchen hat Herr Director Fauner neulich vorgeführt. Keines kann sprechen, keines kann stehen und gehen, singen können sie schon gar nicht, aber eine ist schöner als die andere. Est-ce qu'une femme a besoin de savoir jouer et chanter? Ah! mon petit, tu es trop bête. Nana a autre chose, parle! et quelques chose qui remplace tout, sagt College Bordenave. Aber dann möchte ich nur wissen, warum man dazu eigentlich noch Stücke gibt. Man stelle die Mädchen doch einfach aus: Besichtigung täglich von sieben bis zehn, Galerie einen Gulden, außer zwei, für fünf darf man auch bei der Fütterung bleiben. Für die Mädchen wäre das viel bequemer, und uns bliebe so der „Kleine Duckmäuser“ erspart, eine recht langweilige Operette von einem ungarischen Kapellmeister, Herrn Josef Bokor, Einige Momente war es übrigens, als ob aus dem einen der Mädchen, einem Fräulein Sipos, mit der Zeit eine Schauspielerin werden könnte.

Herr Ernst Gettke aus Elberfeld, das das Deutsche Volksblatt so verachtet, weil es an der Wupper liegt, woran er doch eigentlich gar nicht schuld ist, soll im Raimundtheater jetzt zeigen, was er kann. Man hofft, daß er besser sein wird als Herr Adam Müller. Weniger kann man von einem Menschen wirklich nicht verlangen. Seine erste „That“ ist der „Bauer als Millionär“ gewesen. Nun, man braucht diese Vorstellung nicht zu tadeln, doch kann man sie auch freilich nicht loben. Sie ist eine ganz anständige Arbeit, aber nicht mehr: durch und durch Provinz, allerdings gute Provinz, was man früher diesem Theater nicht nachsagen konnte, aber doch immer noch Provinz. Viel Fleiß, ein braver Ernst, aber doch ein bißchen gar zu wenig Grazie und Geschmack. Herr Fröden, der den Wurzel gibt, ist in solchen Rollen noch am ehesten zu ertragen; er bringt ihnen einen gewissen Mariahilfer Ton mit, der den Leuten gefällt. Gut sind Fräulein Krauß und Herr Sodai; unheimlich schön stellt Herr Schildkraut den Reid hin. Es fällt auf, wie lieblich, klug und zart das Fräulein Wertheim jetzt spricht, dem viel Unrecht geschehen ist. Am besten ist wohl Fräulein Niese als Jugend. Man muß sich ja oft über die Mädchen und Unarten dieser leicht ordinären Schauspielerin ärgern. Aber wer eine solche Poesie, eine so reine und innige Amnuth in sich hat, der darf sich schon einiges erlauben. S. B.

Man schreibt uns aus Berlin: Das Deutsche Theater brachte uns zur Eröffnung der Spielzeit den „Julius Cäsar“, und ich will gleich hinzufügen, in einer sehr eindrucksvollen Darstellung, die sich zumtheil sogar bis zur höchsten und reinsten Meisterschaft erhob. Man stellt bei uns zum Beweis höchsten eigenen Wertes in der Kritik gern die Mängel voran, aber nachdem nun einmal jeder weiß, daß diese Bühne bei den Aufgaben, die sie sich hauptsächlich gestellt hat, kein tadelloses Ensemble für die klassische Komödie haben kann, hat man doch nicht nötig, jedesmal sich das, was uns Rainz und Reicher Neues und Schönes bieten, durch die geringeren Leistungen verereln zu lassen. Ist das der rechte kritische Standpunkt, dann lobe ich mir den falschen. Wenn man dazu noch den übermäßigen Prunk der Meinigerei vermischt, der doch für geschmackvolle Leute längst den Reiz verloren hat, so habe ich vollends das Gefühl der nicht empfundenen, handwerksmäßigen Phrasenmacherei. Die Krone der idealen Forderungen ist aber die echterer Römermasken: als ob Römer, die mit echter Physiognomie und in echter Tracht erschienen, sich geberden und sprechen könnten, wie diese Shakespeare'schen, ohne in alberne Stilwidrigkeit zu verfallen. Wenn man die historischen Römer und ihre in steife Fältchen gesteckte und unverrückbar

drapierte Toga wirklich kannte und nicht nur die verschwommenen Sym-nastischen-Erinnerungen, dergleichen Thorheiten könnten nicht gedruckt werden. Haben diese Pröbchen unserer Kritik kein Interesse für Sie? Ich habe sie vorausgeschickt, weil doch für das Theaterleben einer Stadt am Ende auch der Zustand der Kritik bezeichnend ist. Es lassen sich so viele Leute, die das lesen, durch die breit vorgebrachten, kleintlichen Einwände abhalten, sich die Aufführung anzusehen. Sie kommen nicht nur, wie ich gleich zeigen werde, um einen wundervollen Genuß, sondern ihr Fernbleiben zwingt unter Um-ständen, dieses Stück oder ein anderes gutes abzusetzen. Ob das der Kunst zugute kommt? Im Gegensatz wird bei modernen Stücken, selbst bei den läppischsten, Regie und Aufführung fast immer gelobt. Da gehen denn die Leute hinein. Und nachher klagt dieselbe Kritik, dem Publicum seien die Schauspieler wichtiger als das Stück, und glaubt, mit Mahnungen erzieherisch zu wirken. — Rainz spielte den Marc Anton mit hinweisender Kunst. Er gab die Rede, die ja ein Kunstwerk raffinierter Ueberlegung ist, wie eine Improvisation. Man wußte nicht, wo seine Empfindung echt war, und wo Antonius spielte. Langsam fühlte man durch seinen fassungslosen Schmerz den Durst nach Rache aufsteigen, aber wann nun eigentlich dieses neue Ge-fühl ihm den Gedanken eingibt, diese Gelegenheit der Leichenrede zu be-nützen, ob er schon die Rednerbühne in dieser Absicht besteigt, ob er sie erst faßt, da seine tappenden Versuche ihm zeigen, daß er das Volk umstimmen kann, das blieb unentschieden. Und das war sicherlich so gewollt: er schwankt eben selbst, spielt mit dem Einfall, bis er sich plötzlich entscheidet und nun mit dämonischer Kraft sein Ziel erreicht. Diese Art war so überzeugend, gibt der ganzen Scene ein so neues Interesse, daß ich durchaus Rainz als im Recht empfinde — gegen Shakespeare. Der hat doch sicher das rhetorische Meisterstück als kalt überlegten Witz sich gedacht. Für unser Empfinden sind aber solche Redekunststücke an sich nicht sehr interessant, und ihre Wirkung nicht durchaus überzeugend. Wir glauben mehr an das Temperament. In richtiger Empfindung hatte der Regisseur Cor d Sachmann, der übrigens auch die Geistererscheinung zu starker Wirkung zu bringen wußte — man sah nur den grell beleuchteten, weißen Kopf hinter der durchsichtigen Zelt-wand — mit ganz besonderer Sorgfalt das Volk für die Forumscene vor-berichtet, das hier genau so wichtig ist, wie der Anton. Es war seinem Partner ebenbürtig: es bewegte sich, lärmte und rief, wie vom Augenblick hingerissen. So war der berühmte Auftritt schlechterdings vollendet, ein voller, ungetriebener Eindruck, wie ihn die tausend Zufälligkeiten der Bühnenwirkung nicht oft geben. — Reicher gab den Cäsar groß und widerwoll, mit breiten, pom-pösen Bewegungen, die ihm doch sonst gar nicht liegen, und in diesen Be-wegungen natürlich. Man glaubte ihm den mächtigen Herrscher und Feld-herren. Die Kunst, sich einem Charakter, außer etwa dem eines gleichgiltigen Alltagsmenschen oder dem eigenen des Schauspielers, gemäß auf der Bühne zu bewegen, ist, bei uns wenigstens, heute ganz ungemein selten. So selten, daß man für die Zukunft der Schauspielerei fürchten muß. Wollte Reicher, der sie oft selbst vermissen ließ, sie üben und lehren, er könnte sich ein großes Verdienst erwerben. Herr Müller, der in vielen Sätteln Gerechte, gab uns nach dem trefflichen Falstaff einen brillanten Cassius.

F. St.

Bücher.

R. Schenk (Director des Realproghmnasiums in Grabow i. M.): „Belehrungen über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen auf geschichtlicher Grundlage“. Für die Hand des Lehrers sowie zum Selbstunterricht. Leipzig, Teubner 1896. S. 400, VIII. Dazu: „Hilfsbuch zu den Belehrungen über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen im Unterricht auf der Oberstufe, Schulausgabe“. Leipzig, Teubner 1896. S. 210, X.

Während in den Werkstätten deutscher Wirtschaftshistoriker unver-drossen alter Rohstoff neugeformt wird, und nur hier und da ein Waffen-gang mit der guten alten Schule den Fortgang der Arbeit unterbricht, macht sich das Bedürfnis nach wirtschaftsgeschichtlicher Bildung schon in der Schule lebhaft geltend. Und so muß denn jeder Geschichtslehrer das Buch mit dem vielversprechenden Titel mit dem größten Interesse aufschlagen. Sehen wir zu, welche „wirtschaftliche Belehrung“ ihm zuteil wird. Diese Belehrung ist eine Enttäuschung. Der Verfasser gibt hier und da einen selbstverfaßten Leitfaden, hier und da eine Anthologie (wesentlich Anthologie ist das „Hilfsbuch“), vor allem aber katechisiert er Wirtschaftsgeschichte. Und was für krauses Zeug müssen die armen Recruten sich gefallen lassen! Im griechischen Alterthum ist der Director noch mäßig zubaute. Daß es nicht gerade geschmackvoll ist, an der Umprägung der Quaden unter Solon die moderne Währungsfrage aufzurollen, der den Athenern vorzuerwerfen, daß sie es nicht zum sozialen Königthum ex 1896 gebracht haben — das nur nebenbei. Der Abschnitt Parthago soll die Gefahren des Großcapitalismus darlegen und zum Schluß führen: „Keine Seemacht, wenn auch noch so groß und angesehen, vernachlässige das Landheer! Cave Albion!“ Dieser Schreckensruf wird fettgedruckt, offenbar um England zum Anschluss an den Dreibund zu bewegen. Ueber Rom hilft dem Verfasser Theodor Mommsen hinweg. Was er hinzufügt — z. B. auf S. 97 eine Geschichte der Bartformen — ist theils wirtschaftsgeschichtlich überflüssig, theils — wie die Folgerungen S. 110—111 — öder Gesinnungs-drill, theils alberne Kannegießerei, deren köstlichste Blüte die folgende Stelle ist: „Desgleichen wird im Verhältnis zu Alt-Roms Finanzpolitik viel zu viel Papiergeld ausgegeben. An sich ist Papiergeld nichts wert“ u. s. w. (S. 119). Eine nette „wirtschaftliche Belehrung!“ Nun kommt das ger-manische Mittelalter, das für den Autor natürlich eine pechdunkle Zeit ist, obwohl er doch an Below, Bücher, Znam, Lamprecht u. s. w. sich etwas hätte Rathes erholen können. Aber wozu Thatfachen, wozu die Ent-wicklung studieren? Es genügt offenbar für Oberprima, an jedem Zeitalter stichprobenweise die Nothwendigkeit der Militärmonarchie, der Colonial-politik, eventuell auch der Getreidezölle eingekläut zu erhalten. Die Irrwege der Völker studiert dagegen der Züngling an dem englischen Parla-mentarismus und an den Schreckenstagen der französischen Revolution sowie der Pariser Commune. Ist der kernhafte Züngling durch die Schilderungen der Septembemörder und der Petroleusen hinlänglich mitbe gemacht, so